

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 15 (1939-1940)
Heft: 7

Artikel: Die Glocken der Stadt X
Autor: Zaugg, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066503>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE GLOCKEN DER STADT X

Novelle von Richard Zaugg

Verfasser von: Der Sündenfall, Roman, Jean Lioba Priv.-Doz., Roman.

Illustration von Walter Guggenbühl

Die Glocken der Stadt X läuteten seit Jahrzehnten jeden Samstagabend um 7 Uhr: die schrillen und die sanften, die traurigen und die frohlockenden, die kleinmütigen und die erhabenen.

Die X-Städter waren stolz auf ihr Geläute — wie es andere auf einen nahen Wasserfall oder auf ihre alte Universität sind — und kümmerten sich weiter nicht darum. Immerhin hatten sich noch nie Bürger gefunden, die unter dem Vorwand, dass es sie beim Lesen des Abendblattes behindere oder Freidenker in ihren Gefühlen verletzen könnte, an diesem Geräusch Anstoss genommen hätten.

Die wenigsten lauschten dem Läuten jeden Samstag. Es gab von ihnen Geschäftsmänner allzu Erfüllte, die es nie hörten; aber das waren Ausnahmen. Die meisten beachteten es zwar nur selten, doch wenn es sie erreichte, verstummten ihre Ängste und Begierden für einige Herzschläge.

Seit den zwanziger Jahren des Jahrhunderts war das Abendläuten der Glocken auch vom Radio übertragen worden. Die X-Städter stellten ihren Lautsprecher kaum je auf diese Sendung ein. Aber, wenn er ohnehin in Betrieb war, stellten sie ihn doch nicht ab. In der Fremde freilich gab es X-Städter, denen der Empfang

der Glockensendung Tränen in die Augen trieb. Er zauberte ihnen die Heimatstadt vor die Seele, eine Heimat, die sie, so lange sie in ihr lebten, nie besassen, die sie, zurückgekehrt, nie finden würden, die aber, als Sehnsucht des Herzens, doch die einzige wahre Heimat ist.

An einem Dezember-Samstag des Jahres 19.. blieben die Glocken der Stadt X zum erstenmal stumm.

Das war am ersten Samstag nach Inkrafttreten des durch die Volksabstimmung gutgeheissenen Gesetzes, das unter anderm folgende Beschlüsse enthielt:

1. Die Kirchen werden von Staats wegen geschlossen.
2. Die Pfarrer sind ihres Amtes enthoben.
3. Pfarrer von über 50 Jahren werden in den Ruhestand versetzt; jüngere übernimmt der staatliche Wohlfahrtsdienst als Beamte, sofern sie die neue Ordnung anerkennen, die andern werden unter Gewährung einer Abfindung im Betrag von zwei Jahresgehältern entlassen.
4. Die theologische Fakultät wird aufgehoben.
5. Vereinigungen zur Fortführung der religiösen Tätigkeit der Kirche werden aufgelöst, ebenso alle ausserhalb der Kirche stehenden religiösen Gemeinschaften.
6. Die Freiheit der religiösen Überzeugung des Bürgers (bei Verzicht auf jeden Versuch zur Gruppen- oder Gemeinschaftsbildung) bleibt durch den Staat gewährleistet.

Die Entwicklung, die zur Annahme dieses Gesetzes geführt hatte, war so schnell verlaufen, dass sie die Zeitgenossen völlig überraschte. Wenn auch die Zeitungen nachträglich bewiesen, dass die Ereignisse notwendig so und nicht anders hatten verlaufen müssen, so würde doch ein halbes Jahr früher kein Mensch ge-

wagt haben, sie vorauszusagen. Wohl hatte die Kirche seit Jahrhunderten Feinde gehabt, grosse Geister und Geistlose, Eiferer und Geiferer, Verzückte, Verrückte und kalte Schnauzen; doch der Untergang war ihr schon so lange angekündigt worden, dass niemand mehr im Ernst an ihn glaubte. In den ersten zwei Jahrzehnten nach dem ersten Weltkrieg schien der Zerfall der Kirche wieder einmal in die Nähe gerückt. Aber die Machtergreifung jener alle Völker- und Menschenrechte verhöhnen Bewegung in einem Nachbarland hatte der Kirche wieder unerwartete Kräfte geweckt.

Böse Zungen behaupteten zwar, die Wiederbelebung der Kirche komme nicht aus eigenem Saft; es sei verdächtig, dass sich gerade ihre bisher schärfsten Gegner und ärgsten Spötter nun für Gott und Christentum einsetzen. Es wurden auch innerhalb der Kirche solche Stimmen laut. Aber die Gotteshäuser hatten sich gefüllt. Die kirchliche Trauung bürgerte sich auch in den Kreisen wieder ein, die vor zwei, drei Jahren nie daran gedacht hätten, ihre Ehe durch den Pfarrer einsegeln zu lassen; und es gab viele Familien, welche die versäumte Taufe ihrer Kinder verschämt nachholten.

Auch der Staat besann sich damals wieder darauf, dass er unter Anruf des Allmächtigen gegründet worden sei. Die Worte Gott und Christus tauchten in öffentlichen Reden und Schriften häufiger auf, und das Merkwürdige war, dass diese Worte dadurch, statt an Bedeutung zu verlieren, an Kraft gewannen. Bei den klassenbewussten Arbeitern, die gelehrt worden waren, die Religion sei eine Erfindung der herrschenden Klassen, regte sich das Gewissen und erwies sich christlicher, als sie selbst vermutet hatten. Die Gebildeten, bei denen es zum guten Ton gehörte, religiösen Dingen mit überlegener Gleichgültigkeit zu begegnen, waren bereit, ihre Einstellung wieder zu erwägen. Selbst jene, die bisher nur das Geld anbeteten, wurden unsicher; gab es daneben vielleicht nicht doch noch so etwas wie einen andern Gott?

Im übrigen war das bezeichnendste Merkmal dieser Zeitspanne der erschütterte Fortschrittsglaube. Wer von einer Höherentwicklung des Menschengeschlechtes gesprochen hätte, wäre für so hinterwäldlerisch gehalten worden, wie ein anderer, der diese vor einigen Jahren bestritten hätte. Der Verfeinerung der Werkzeuge und der durch sie erzielten Arbeitsersparnis, in die eine nahe Vergangenheit grosse Hoffnungen gesetzt hatte, stand man kühl gegenüber. Man ging noch nicht soweit, sie, wie in ihren Anfängen, als Teufelswerk zu betrachten; aber man war nahe daran, von allen Erfindungen und Entdeckungen anzunehmen, dass sie am Ende nicht der Entfaltung, sondern der Vernichtung des menschlichen Lebens dienen würden.

Diese veränderte Einstellung zeigte sich noch deutlicher in der Einschätzung des Menschen. Es wäre schwer gewesen, jemanden zu finden, der das menschliche Wesen für gut gehalten hätte. Die Überzeugung von der gründlichen Verderbtheit des menschlichen Wesens wuchs.

Es herrschte eine Spannung der Gemüter, die in der Art einer Wellenbewegung ständig wuchs. Das Gefühl, dass diese Spannung nicht mehr lange dauern könne, vertiefte sich. Man nahm allgemein an, dass die Entspannung nur durch eine gewaltsame Entladung erfolgen könne. Und das unheimlichste war, dass immer mehr Menschen das Eintreten dieses Furchtbaren dem gegenwärtigen Zustand fast vorgezogen hätten.

Im Herbst des Jahres 1939 brach der Krieg aus. Er ging — unvorhergesehen im Verlauf — zu Ende und war von Folgen begleitet, die alle überraschten. Die Zeugen der schicksalsschweren Geschehnisse hatten geglaubt, sie nie vergessen zu können. Aber sobald diese der Vergangenheit angehörten, schien es alle Welt darauf abgesehen zu haben, so zu tun, als ob sie nie gewesen wären. Auch jene, bei

denen sie sichtbare Spuren hinterlassen hatten, verhüllten diese wie Wundmäler eines bösen Spuks.

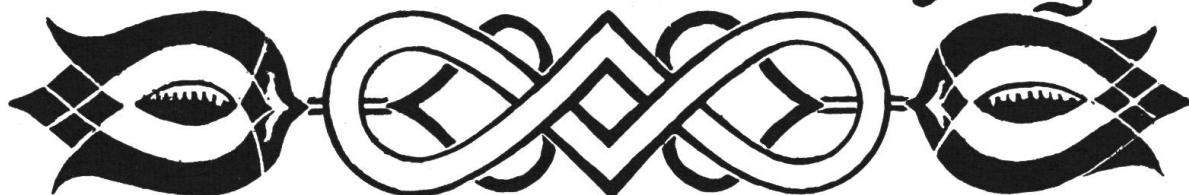
Es ging ein grosses Aufatmen durch die Menschen. Die Lähmung der Geister wich einer überschäumenden Unternehmungslust. Alle Erfindungen und Entdeckungen, die bis vor kurzem nur der Zerstörung gedient hatten, bewiesen nun, dass sie auch das Gegenteil vermögen. Unerwartet rasch bildete sich ein neuer Wohlstand, die Wissenschaft gedieh, die Künste blühten, der Fortschrittsglaube wucherte wie noch nie, vor allem aber wuchs das Selbstvertrauen der Menschen in den Menschen ins Ungemessene.

Pfarrer A. stand im 65. Altersjahr, als ihn das neue Gesetz zwang, in den Ruhestand zu treten. Er hatte in den letzten Jahren oft erwogen, es freiwillig zu tun. Das Alter drückte ihn weniger als das Gefühl, den Anforderungen des Amtes nur halb gerecht zu werden. Dieses Gefühl hatte ihn durch alle vierzig Jahre seiner Amtstätigkeit begleitet. Es war ihm nie eingefallen, sich zu den Auserwählten zu zählen. Am glücklichsten hatte er in seiner ersten Gemeinde gelebt, die ihn als jungen Kandidaten frisch von der Hochschule weg zu ihrem Seelsorger wählte. Damals hoffte er noch, was ihm an Begabung fehlte, zu ersetzen.

Bald war der Ruf einer grösseren Industriegemeinde an ihn ergangen. Er hatte nicht gewagt, ihn abzuschlagen. Auch das Amt in der Stadt X war ihm ohne sein Zutun angetragen worden. Er hatte ernstlich gezögert und die Beförderung nur angenommen, weil er sich nicht für berechtigt hielt, seinen Söhnen die Schulung vorzuhalten, die er ihnen in X gewähren konnte.

Seither amtete er seit mehr als dreissig Jahren in seiner Heimatstadt. Er sehnte sich oft an seinen ersten ländlichen Wirkungskreis zurück. Aber er verurteilte diese Regung als Schwärmerie und

**Wir haben von Gottes Gnaden
ein schöne Freyheit, wir haben
eigen Nacht und Gewalt zu
setzen und zu entsetzen, wir
haben eigen Stab und Siegel,
Stock und Galgen, wir sind
Gottlob Reinem frönden Fürs-
ten und Herren nichts schul-
dig noch unterworfen denn
Allein dem Allmächtigen Gott.**



Eidformel aus dem Landrecht der Talschaft Avers (Graubünden), niedergeschrieben 1622.

Das ist der Geist, der unsren Staat geschaffen hat. Er gilt für uns, wie er für unsere Vorfahren gegolten hat.

vor allem — als Folge davon, dass er sich mit dem Amtsbruder, mit dem er die Seelsorge des Quartiers teilte, schlecht vertrug.

Pfarrer L. war einige Jahre vor ihm nach X gekommen. Rastlos betriebsam sass er in allen Ämtern, die ein Pfarrer bekleiden kann. Seine Predigten waren besser besucht, er konfirmierte eine grössere Schar Jünglinge und junge Mädchen, er war begehrter für Hochzeiten und Begegnisse. Kurz, Pfarrer A. stand im Schatten seines Amtsbruders, und dieser liess es ihn bei jeder Gelegenheit durch Worte und Taten fühlen.

A. hatte jedes Mittel versucht, sich mit Pfarrer L. zu vertragen: er trat freiwillig zurück, wo er vermutete, ihm im Wege zu stehen, er förderte uneigennützig

dessen Pläne, vergeblich. Als er sah, dass alle Bemühungen das Ziel verfehlten, hatte er sich vorgenommen, Pfarrer L. als ein Kreuz anzunehmen, das bestimmt war, seine menschliche und geistliche Ruhe zu stören. Er demütigte sich in der Erwagung, dass es ihm schwer fiel, selbst diese leichte Last guten Mutes zu tragen.

Vor allem aber bedrückte sein Gewissen, dass er, der seiner Lebtag keinen Menschen gehasst hatte, nun dieses böse Gefühl dem Amtsbruder gegenüber empfand. Er rang mit seinem Hass. Der Feind war stärker. Diese Niederlage liess ihn in dunkeln Stunden sogar seine demütige Seele verdächtigen. War seine Duldsamkeit vielleicht nur Bequemlichkeit? Trat er für den lieben Frieden etwa nur des-

halb ein, weil er die Auseinandersetzung fürchtete?

Pfarrer A. hatte schon als Student nie entschieden Stellung bezogen. An der Hochschule herrschte damals die freisinnige Richtung. Von Wundern war selten die Rede gewesen, oder dann wurden sie so gedeutet, dass sie sich dem Weltbild einreiheten, das der Blickrichtung jener Zeit entsprach. Die Orthodoxie kam schlecht weg. Es dünkte A. zuweilen, als ob auch die Finsterlinge, deren Überwindung der geehrte Kampf galt, Anteil an der Wahrheit hätten. Aber anderseits bewunderte er den Schweiss, den sich seine Lehrer kosten liessen, die Sache des Christentums von dem Makel zu reinigen, veraltet zu sein und im Widerspruch zur Wissenschaft zu stehen.

Ähnlich war es ihm mit der Bibelkritik ergangen. Es wollte ihm oft gar nicht so wichtig erscheinen, aus welchem Jahrhundert die eine oder andere Stelle stamme, ob der Verfasser in diesen oder jenen Kreisen gesucht werden müsse, wie viele und welche Quellen anzunehmen seien. Aber solchen Bedenken war er mit dem Entschluss entgegengetreten, sich ein eigenes Urteil erst dann zu erlauben, wenn er das Seine getan hätte, die Meinungen seiner Lehrer zu verstehen.

In den ersten Jahren seines Pfarramtes erlahmte die freisinnige Gottesgelehrsamkeit. Die jungen Männer waren es müde, ihre Kräfte an Untersuchungen zu verschwenden, die ihre Seelen kalt liessen. Der Offenbarungsglaube gewann an Boden. Gleichzeitig wurden die jungen Pfarrer stärker als bisher von den gesellschaftlichen Zuständen ergriffen; sie betrachteten es vor allem als ihre fromme Pflicht, diese zu bessern.

Pfarrer A. hatte sich gebunden erachtet, die Vertreter der neuen Strömung kennenzulernen. Er las ihre Schriften, er hörte ihre Vorträge. Es verwirrte ihn zwar, dass sie ihre Neigung zum Übernatürlichen mit einer Gesellschaftslehre verbanden, die ihm gerade ein Kind der freisinnigen Geistesrichtung zu sein schien, die sie bekämpften. Für berechtigt hin-

gegen hielt er den Vorwurf, dass die Kirche Gefahr laufe, den Einfluss auf das Leben mehr und mehr zu verlieren. Der Kirchenbesuch war erschreckend schwach. Er gestand, diese Tatsache bisher nicht in der ganzen Schwere erkannt zu haben. Nur eben — Pfarrer A. hatte es immer mit den Anwesenden statt mit den Abwesenden gehalten. Er hatte versucht, mit seinem kleinen Licht jene zu wärmen, die zu ihm kamen, statt sich über die andern zu grämen, welche die Kirche, und damit ihn, nicht zu brauchen schienen.

Die Gemeindeglieder, die von ihm ausser der Predigt geistliche Fürsorge erwarteten, waren wenige. Er stand ihnen, so gut er es vermochte, mit seinem Glauben bei. Im übrigen hielten die meisten, die bei ihm Hilfe suchten, nicht die seeleische Leere für die Ursache ihrer Not, sondern die Armut ihres Geldbeutels. Ja, es gab manche, die es als Entgegenkommen betrachteten, wenn sie gegen eine Hilfe in bar geistliche Nahrung mit in den Kauf nahmen. Pfarrer A. hielt durch diesen Sachverhalt weder sich selbst noch sein geistliches Amt für beleidigt. Er hatte geholfen, wo und wem er konnte: aus den Quellen des Amtes, aus Gaben, die ihm auf sein Drängen vermögliche Gemeindeglieder zur Verfügung stellten, vor allem aber aus der eigenen Tasche.

Seine Frau hatte sich an die bescheidenen Ansprüche ihres Mannes gewöhnt und sich ihnen angepasst. Als sie aber durch die ungeordnete Wohltätigkeit ihres Mannes in Schulden geraten war und sich tiefer in solche zu verstricken fürchtete, hatte sie es zu einer Auseinandersetzung kommen lassen. Sie erklärte, dass es ihr unmöglich sei, ein geordnetes Haus zu führen, wenn sie nie wisse, wieviel Geld sie brauchen dürfe. Das sei schlimm, schlimmer aber noch, dass er auf diese Weise als schlechter Haushalter auch sein Ansehen in der Gemeinde verliere. Es waren bittere Worte gefallen. Vor allem, weil ihr schien, dass manche Schützlinge ihres Mannes dessen Gutmütigkeit missbrauchten und durch seine Unterstützung nur in ihrer Neigung bestärkt würden,

das Heil in der Bettelei statt in eigener Anstrengung zu suchen.

Pfarrer A. hatte, weil er die Auffassung billigte, dass ein Pfarrer, wie jeder verheiratete Mann, verpflichtet sei, das eigene Haus in Ordnung zu halten, seiner Frau recht gegeben und versprochen, sich künftig für seine Hilfstätigkeit an einen bestimmten Betrag zu halten oder auf jeden Fall diesen nie wesentlich zu übersteigen, ohne ihr Einverständnis einzuholen. Aber in die Verteilung des Geldes duldet er keine Einmischung. Er gab zu, dass er es oft versäumte, Erkundigungen über die Bittsteller einzuziehen. Ja, dass er mehr als einmal einem Betrüger, den er als solchen erkannt hatte, dennoch beigesprungen war. Er wusste trotz ernstlicher Selbstprüfung nicht, was ihn dazu trieb. Klar war ihm nur, dass die Entscheidung zwischen würdigen und unwürdigen Hilfsbedürftigen eine verwinkelte Sache ist. Die Grundsätze, die der Staat für seine Unterstützungen anwendete, schienen ihm nicht unbedingt auch für die Kirche und weniger noch für den einzelnen Menschen zu gelten.

In den ersten Jahren nach dem Kriege 1914—1918 war ihm nahegelegt worden, sich für eine politische Richtung zu entscheiden. Sein Amtsbruder Pfarrer L. galt als der Mann der Wohlhabenden. So waren die Vertreter der Linkspartei, die sich damals in beträchtlicher Zahl in die Kirchenpflegen wählen liessen, an Pfarrer A. herangetreten. Sie belehrten ihn, dass die Kirche zum Schutzwall einer veralteten Gesellschaftsordnung geworden sei, während es doch gewiss zur Bestimmung des Christentums gehöre, es mit den Armen und Entrechteten zu halten.

Wenn Pfarrer A. an die Besucher seiner Gottesdienste, der Bibelstunden oder gar an jene Leute dachte, mit denen er amtlich unter vier Augen zu tun hatte, so wollte ihm zwar scheinen, als ob die Kirche es auch bisher nicht gerade mit den Mächtigen dieser Welt gehalten habe. Aber dass für die Mühseligen und Beladenen selbst innerhalb der Kirche immer noch viel zu wenig geschah, entsprach

freilich auch seiner Meinung. Er war gerne bereit, sich zu prüfen, ob er gegen Willen und Wissen wirklich zu einem Werkzeug der grossen Geldsäcke und Kriegshetzer geworden sei. Er war nämlich vor allem auf die gewichtige Rolle aufmerksam gemacht worden, die ein reicher Fabrikant und ein alter Oberst in der Kirchenpflege spielten. Pfarrer A. nahm sich vor, den Äusserungen dieser Männer künftig mit Misstrauen zu begreifen. Ja, er hatte beide in ihrem Heim aufgesucht und von ihnen Auskünfte verlangt, die man keinem Menschen schuldig ist. Beide hatten sie ihm gegeben, ohne zu verstehen, was sie veranlasste, es zu tun.

Pfarrer A. war zum Schluss gekommen, dass Fabrikant und Oberst K. zwar durchaus als Stützen der bestehenden Gesellschaftsordnung zu betrachten seien, dass sie aber wohl nicht von der schlimmen Sorte seien, von der es selbstverständlich nur zu viele gebe. Auf jeden Fall war das Ergebnis gewesen, dass er den beiden Herren fortan statt ferner, näher gestanden hatte. Der Fabrikant war zur Geldquelle für jene seiner Schützlinge geworden, zu deren Gunsten er andere nicht mehr anzugehen wagte. Er hatte, nach einigen Erfahrungen mit Pfarrer A., nur die Bedingung gestellt, nie mehr zu erfahren, an wen das Geld verschleudert werde. Beim Obersten stiess sich Pfarrer A. nach wie vor an der Form, in der dieser seine Meinungen vertrat, aber dem Sinne nach trafen sie sich merkwürdig mit seinen eigenen. Vor allem wenn diese Meinungen die letzten Grundsätze betrafen. Das ging so weit, dass Pfarrer A. manchmal in Versuchung kam, anzunehmen, dass der wahre Berufsoffizier und der rechte Geistliche eigentlich eine gewisse Verwandtschaft aufwiesen. Beide setzen sich für etwas ein, das ausserhalb des betriebsamen Lebens liegt, beide bringen es durch den Beruf kaum zu irdischem Gut, und von beiden hört und sieht man, ausser in Notzeiten, gerne möglichst wenig.

Die steigenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten, ihre Folgen und vor

allem der politische Umsturz jenseits der Nordgrenze hatten vom Jahre 1932 an bei den Gottesgelehrten eine noch schärfere Wendung zum Offenbarungsglauben gebracht. Gleichzeitig prägte sich das Misstrauen in die menschliche Vernunft und das natürliche Wesen des Menschen immer tiefer aus. Es wurde immer deutlicher als grundverdorben erklärt.

Pfarrer A. wusste, dass diese Meinung keine Erfindung neuerungssüchtiger Männer war, sondern, dass sie sich auf eine alte und edle Überlieferung berufen konnte. Weil auch nach seiner Auffassung die Vernunft in den Dingen des Glaubens überschätzt worden war und ihm bei den Erklärungen des Göttlichen aus der Natur nie recht wohl gewesen, glaubte er, dass sich endlich in der Kirche eine Richtung durchsetze, die seinem Gefühl entsprach. Aber je ernster er sich mit ihr beschäftigte, desto unsicherer war er wieder geworden. Schon, dass die Männer dieser Richtung im Walten der Natur und des natürlichen Menschen so gar nichts Göttliches mehr sehen wollten, stimmte ihn bedenklich. Besonders schwer aber wurde ihm, sich mit der Art abzufinden, wie sie ihre Lehrmeinung vertraten. Führten sie nicht mit eben dem Verstande, dessen Herrschaft sie verwarf, wahrhaft halsbrecherische Kunststücke aus? Opferten sie die Vernunft bei dem Anliegen, deren Zuständigkeit allem Göttlichen gegenüber abzustreiten, nicht allzu lustvoll auf? Pfarrer A. folgerte aus solchen Bedenken nicht, dass sich diese Gelehrten im Unrecht befänden. Sie waren ihm nur eine neue Bestätigung, dass seine wissenschaftliche Begabung offenbar unzulänglich sei.

Inzwischen hatte die Unterbindung der freien Verkündigung des Gottesworts, die damals in einem Nachbarland einsetzte, die Kirche unerwartet belebt. Die Predigten waren überfüllt. Es kamen Leute in die Bibelstunden, die er früher nie gesehen hatte. Pfarrer A. war sein Leben lang neben dem Strom der Zeit geschwommen. Jetzt fühlte er sich von der Strömung erfasst. Wie gerne liess er sich mitreißen.

Die Verfolgung von Amtsbrüdern jenseits der Grenze ergriff ihn tief. Berichte von Pfarrern, die den Übergriffen der heidnischen Staatsmacht Widerstand leisteten, erfüllten ihn mit leidenschaftlicher Genugtuung. Er setzte sich mit Männern kirchlicher und anderer Kreise in Verbindung, die es unternommen hatten, den Opfern des Glaubensmutes zu helfen.

Er freute sich zum erstenmal über sein grosses Pfarrhaus. Es war ihm bisher immer nur eine Gewissensbelastung gewesen. Nun wurde es eine Heinstätte für Flüchtlinge. Die Zahl der verfolgten Geistlichen war ansehnlich. Aber nur wenige fanden den Weg über die Grenze, und von diesen selten einer den zu ihm. Dafür kamen um so mehr andere, die aus Gründen des Glaubens, der Überzeugung oder der Rasse hatten fliehen müssen. Pfarrer A. machte keine Unterschiede. Sein Haus füllte sich. Er verzichtete auf sein Studierzimmer. Im Wohnzimmer hatte sich ein fremdes Ehepaar eingerichtet. Auch im Esszimmer war nachts über eine Lagerstatt aufgeschlagen worden. Frau Pfarrer A. hatte sich der neuen Aufgabe gewachsen gezeigt. Nur schien es ihr unter den Gästen solche zu geben, die das Vertrauen ihres Mannes missbrauchten. Insbesondere solche, die ohne Vermittlung der Hilfsstellen den Weg zu Pfarrer A. fanden. Es waren fragwürdige Gestalten. Pfarrer A. gab es zu. Aber er zeigte sich den Warnungen von Amtsbrüdern und Bekannten gegenüber taub. Für ihn war eines sicher, sie alle brauchten Hilfe. Sollte er der Richter sein, ob sie diese verdienten?

Es fanden bei ihm auch Leute Unterschlupf, die grossen Wert darauf legten, dass ihr Aufenthaltsort geheim blieb. Pfarrer A. wunderte sich selbst, wie leicht es ihm, dem gesetzestreuen Bürger, fiel, das Gesetz zu umgehen. Auch die Polizei wunderte sich. Sie kannte zwar mehr als einen aufständischen Pfarrherrn. Aber eben, man kannte sie und wusste, wie ihnen beizukommen war. Bei Pfarrer A. hingegen, der so gar nicht den Eindruck

Wir sind verschieden

Die Bilder, und vor allem die Holzschnitte von Ludwig Richter (1803—1884) bildeten das Entzücken unserer Grossväter. Sie haben auch für uns einen unvergänglichen Reiz. Der Romantiker Richter ist der Ausdruck jenes Deutschland, dem unsere Zuneigung nach wie vor gilt.

Und doch zeigt gerade dieser sympathische Künstler auch unsere tiefe Wesensverschiedenheit von unsren nördlichen Nachbarn. Die Treuherzigkeit des jungen Burschen (es handelt sich um eine Illustration zu Hebel's schönen « Alemannischen Gedichten ») ist urdeutsch und deshalb ganz unschweizerisch. Das Fehlen der Naivität ist ein Hauptunterschied zwischen dem Deutschschweizer und dem Deutschen.

Weitere solche Beiträge, welche dazu dienen sollen, schweizerische Eigenart bewusst zu machen, folgen in den nächsten Nummern.



eines Kämpfers machte, verhielt sich das anders. Die verantwortlichen Herren weigerten sich lange zu glauben, dass seinem Verhalten doch nicht nur Ahnungslosigkeit zugrunde lag. Aber als sie sich davon überzeugt hatten, wurde es schwer, im Pfarrhause A. unbeobachtet zu verkehren. Dem scheinbar hilflosen Pfarrer gelang es zwar immer noch hie und da, Leute zu beherbergen, die kein Recht hatten, sich innerhalb unserer Grenzen aufzuhalten. Dennoch entvölkerte sich das Haus langsam wieder.

Pfarrer A. fand für die neuerliche äussere Leere in jener von England ausgehenden Bewegung Trost, die in jenen Jahren in allen Ländern Menschen sammelte, um die Verbundenheit mit Gott auf neuen Wegen zu vertiefen. Was Pfarrer A. besonders anzog, war, dass er, der Geistliche, in die Schar der Gläubigen zurücktreten durfte.

Er war bei den Zusammenkünften,

wo und wann man ihn begehrte, immer dabei: unter Tags, abends, zur Nachtzeit. Da er aber ausserdem seinen laufenden Amtspflichten gerecht werden wollte, kam er selten zur Ruhe. Seine Frau nahm staunend wahr, dass der hagere Mann, statt, wie sie befürchtet hatte, an seiner Gesundheit Schaden zu leiden, nun zum erstenmal Anzeichen zu jener Rundung des Körpers zeigte, die sonst die Folge einer gemächlichen Lebensweise ist.

Diese glückliche Zeit ging durch ein Erlebnis, das Pfarrer A. tief beunruhigt hatte, jäh zu Ende. Es war anlässlich eines grossen Treffens seiner Gesinnungsfreunde gewesen. Er hatte zwei Tage und zwei Nächte lang keine Tagung versäumt, weder die im grossen Kreise, noch die in kleinen Gruppen. Am Abend des dritten Tages sass er unter einer Schar Männer und Frauen, die beglückt und erregt von dem Geiste, der an der Tagung so mächtig gewirkt hatte, zögerten, aus-

einanderzugehen. Ein jüngerer Mann hatte eben zu sprechen begonnen, als Pfarrer A. wahrnahm, dass ihm, entrückt, der Sinn der Worte nicht mehr einging. Er riss sich zusammen und richtete sich auf, aber da wandelte sich die Stimme, die er nur noch aus weiter Ferne vernommen hatte, in ein Licht. Es drang in mächtigen Strömen auf ihn ein. Er schloss die Augen; umsonst. Da schlug er mit den Fäusten auf sich ein.

Pfarrer A. glaubte an Gesichte von Gottesmännern, aber dass er in Versuchung kommen konnte, das, was nur den erwählten Werkzeugen vorbehalten war, für sich zu beanspruchen, erschütterte ihn im Grunde seiner Seele. Er sprach von diesem Vorfall zu keinem Menschen und zog sich fortan von den Zusammenkünften seiner Freunde langsam zurück. Damit war auch der Höhepunkt seiner geistlichen Wirksamkeit überschritten gewesen. Der Predigtbesuch wurde schwächer, der Kreis seiner Bibelstunden enger. Er brauchte den Freunden seiner Erweckungszeit bald nicht mehr auszuweichen, sie kamen ohne ihn aus. Nur eine Schar blieb ihm treu, die Menschen ohne Heimat, ohne Ausweg, ohne Ehre. Pfarrer A. tat an ihnen, was er konnte, bis das Ereignis eintrat, dem Europa seit Jahren entgegengefiebert hatte: der Krieg.

Nach dem Friedensschluss stand die Kirche von Pfarrer A. leerer als je. Es schienen nur noch Greise des göttlichen Wortes zu bedürfen. Gab er ihnen, was sie brauchten? Ihm fehlte die Frau, die, obwohl sie seinen geistlichen Wegen nicht gefolgt war, doch durch ihr blosses Dasein sein Selbstvertrauen immer wieder gestärkt hatte. Sie war tot. Er sehnte den Zeitpunkt, an dem er um die Versetzung in den Ruhestand bitten durfte, immer dringlicher herbei.

Als die Vorbereitungen für das Gesetz, das die Kirche zerstören sollte, aufgenommen wurden, hatte es den Pfarrern

nicht an Kampfgeist gefehlt. Sie hatten Schriften herausgegeben, Aufrufe erlassen, die Presse bearbeitet, Versammlungen einberufen. Aber kein Mensch kaufte ihre Schriften. Ihre Flugblätter lagen ungelesen in den Strassengräben. Die Einsendungen an die Presse waren zum Teil überhaupt nicht eingerückt worden, und dort, wo sie veröffentlicht wurden, geschah es so nebensächlich, dass sie ebenso gut hätten ungedruckt bleiben können. In ihren Versammlungen blieben die Veranstalter unter sich. Nicht einmal ihre Gegner würdigten sie mit ihrer Anwesenheit. Alle Anstrengungen stiessen ins Leere. Nach der Niederlage riss der Zusammenhang der Pfarrer unter sich und der mit ihren Anhängern ganz. Nicht aus Feigheit, wohl aber weil jeder von ihnen das dumpfe Gefühl empfand, für das Ereignis verantwortlich zu sein. Der Stachel der Schuld sass in allen zu tief. Jeder schämte sich für sich, einer schämte sich vor den andern, jeder für alle.

Pfarrer A. hätte das Pfarrhaus von Gesetzes wegen erst nach zwei Monaten räumen müssen. Aber sobald seine Tätigkeit unterbunden war, trieb es ihn fort. Er nahm die Einladung seines ältesten Sohnes an, zu ihm zu ziehen. Einen Teil seiner Wäsche, einige der liebsten Bücher und andere Habseligkeiten trug er nach und nach selbst an seine neue Wohnstätte. Er wollte nicht wissen, was mit dem Rest geschah. Sein Sohn fand es natürlich, dass der Vater bei ihm leben sollte. Er war mit ihm immer gut ausgekommen, obgleich er Wert darauf legte, mehr der Mutter nachzuschlagen. Er behandelte ihn mit der Rücksicht, die ein wohlgeartetes Kind einem gestrandeten Vater entgegenbringt. Nur konnte er dessen Unglück nicht in seiner Tiefe ermessen. Es schien ihm erträglich: der Ruhegehalt wurde ihm ausbezahlt, und was ein alter Mann vom Leben noch erwarten kann, würde er bei ihm finden. Auch die Schwiegertochter mochte Pfarrer A., da sie glücklich verheiratet war, wohl leiden. Sie betrachtete es als selbstverständlich, ihm ein Heim zu bieten. Nur fehlte ihr das Verständnis

dafür ganz, was ihrem Schwiegervater der aufgezwungene Ruhestand bedeutete. Ja, sie nahm eigentlich an, dass er mehr schicklichkeitshalber eine so gedrückte Stimmung zeige, etwa so, wie man nach einem Todesfalle Trauerkleider trägt.

Das einzige Wesen, das Pfarrer A. mit unbefangener Liebe begegnete, war die vierjährige Elsi. Er liess sie auf seinen Knien reiten, baute ihr Kartenhäuser und versuchte sie mit kleinen Geschichten zu unterhalten, die einst seine Sonntags-schullehrerinnen den Jüngsten erzählt hatten. Sie hörte ihm gerne zu, und wenn sie mitten in einer Geschichte anfing, seine Westenknöpfe zu zählen, war es ihm auch recht. Die Schwiegertochter räumte ihr Nähstübchen im ersten Stock und richtete ihm mit seinem grossen Schreibtisch, dem Lehnstuhl und der Bibliothek aus dem Pfarrhause ein Studierzimmer ein. Er wollte dankbar sein und sich mit seinem Geschick abfinden. Er bot sich deshalb etwa, wenn seine Schwiegertochter ohne Hilfe war, zum Geschirrabortrocknen an, und wenn er so flink war, dass sie, die abwusch, kaum mitkam, so fühlte er sich fast so stolz wie damals, als er, der junge Pfarrer, seiner Frau den gleichen Dienst erwiesen hatte. In solchen Augenblicken erwog er auch gelegentlich, ob es ihm, dem überzeugten Bürger eines demokratischen Staates, nicht eigentlich anständig, sich dem Entscheid der Mehrheit zu unterziehen? Es stand ihm ja frei, dahin zu wirken, dass das schlechte Gesetz durch ein besseres ersetzt würde. Gewiss gab es Männer, die das gleiche wollten. Die Gestalt des Obersten K. fiel ihm ein; freilich war der schon so alt, dass er nicht einmal mehr der Kirchenpflege angehört hatte. Er erinnerte sich noch einiger anderer bewährter Gemeindeglieder; es waren wohl durchwegs hochbetagte Männer. Alles in allem eine etwas wackelige Kampfschar. Aber vielleicht gab es unter den jüngern Pfarrern, die es abgelehnt hatten, als Fürsorger zu wirken, einen fähigen Mann, der die Führung übernehmen könnte? Der mochte dann für alte Grauköpfe wie ihn als Hilfskräfte Ver-

wendung haben. Wenn es nur wäre, um Listen zu führen. Wozu hatte er denn einen Schreibtisch? Oder um Flugblätter zu verteilen? Er war noch rüstig auf den Beinen. Ja, er wollte die Lage ausforschen.

Eines Nachmittags machte er sich in die Stadt auf. Er trug den schwarzen Gehrock, ganz einfach, weil er seit Jahren kein anderes Kleid besass. Er hatte zwar immer gewusst, dass die Kutte nicht den Mönch ausmacht, und die Amts-brüder verteidigt, die bei der Predigt auf den Talar verzichteten und die Woche durch Kleider trugen wie andere Bürger. Er hatte sich sogar einmal fast mit der Kirchenpflege überworfen, weil er es ablehnte, seinen jungen Pfarrhelfer zu rügen, weil der sich mit weissen Tennis-hosen und einem hellen Kittel auf der Strasse zeigte. Aber was ihn selbst betraf, so war er bei den Amtskleidern geblieben. Er zog es vor, seinen Stand auch äusserlich zu zeigen. An diesem Nachmittag allerdings musste er bald feststellen, dass seine Tracht nun anders wirkte. Früher war ihm etwa von jungen Burschen « Gussputzer » oder « Galach » nachge-rufen worden. Er hatte diese Namen lächelnd eingesteckt. Nun hörte er keine Schimpfworte. Dafür fing er so viele erstaunte, ja feindliche Blicke auf, dass ihm klar wurde, dass die Leute, nachdem die Pfarrer abgesetzt waren, es ablehnten, Schwarzköpfe zu begegnen, die an das abgeschaffte Amt erinnerten. Der Spaziergang fiel kürzer aus, als er beabsichtigt gewesen war. Am Abend erzählte Pfarrer A. dem Sohne von seiner Erfahrung. Der wunderte sich nicht, er meinte nur, dass es wohl besser wäre, Zivilkleider anzuschaffen. Pfarrer A. lehnte den Vorschlag heftig ab.

Aber als am andern Tag der Schneider vorsprach, liess er sich die Muster vorlegen und wählte, da, wie er hörte, drei Anzüge vorgesehen waren, drei Stoffe aus. Erst als der Schneider vorsichtig äusserete, dass die gewählten Stoffe für einen Herrn in seinen Jahren recht hell und ausgesprochen seien, erinnerte sich Pfarrer A., dass er die Kleider tragen sollte.

Er blieb jedoch bei seiner Wahl und liess sich geduldig das Mass nehmen. Dann schloss er sich in das Studierzimmer ein.

Die Angehörigen sahen ihn fortan nur noch bei den Mahlzeiten. Sie liessen ihn gewähren. Seine immer hagere Gestalt zerfiel allen sichtbar. Aber am unheimlichsten war ihnen, dass er aufgehört hatte, sich zu waschen und den Bart zu schaben.

Am Morgen des siebenten Tages verliess Pfarrer A. das Haus unbemerkt vor dem Frühstück. Als er am späten Abend immer noch ausblieb, vermuteten seine Kinder einen Unfall. Die Schwiegertochter tönte sogar schüchtern eine andere Befürchtung an. Aber ihr Mann wies sie, gegen seine Art, grob zurecht.

Gegen 2 Uhr nachts hörten sie Pfarrer A. die Haustüre öffnen. Am andern Morgenstellten sie fest, dass das kalte Mahl, das ihm ins Zimmer gestellt worden, verzehrt war. Aber er hatte das Haus bereits wieder verlassen.

Der junge A. hielt für gewiss, dass der Vater verstört in der Stadt herumirre. Er täuschte sich. Pfarrer A. durchmass zwar wirklich stundenlang die Strassen und Plätze der Stadt. Aber er befand sich in keinem Dämmerzustand.

Der Entschluss, das Haus seines Sohnes ganz zu verlassen, stand für Pfarrer A. von dem Tage an fest, an dem er sich eingeschlossen hatte. Nur der Zeitpunkt der Ausführung blieb offen. Als er eines Nachmittags die neuen Kleider auf seinem Zimmer vorfand, hielt er den Augenblick für gekommen, das neue Leben zu beginnen. Er entledigte sich seiner pfarrherrlichen Kleidung und schlüpfte in das Paar Hosen, das ihm am nächsten lag. Dann nahm er, frisch eingekleidet, zum letztenmal den Nachmittagstee mit der Familie ein. Er wurde von scheuen Blicken gemustert. Pfarrer A. bemerkte es nicht. Er weilte in Gedanken bereits an einem andern Ort.

Er wollte eben das Haus verlassen, als ihm einfiel, etwas vergessen zu haben. Er stieg nochmals in sein Zimmer, nahm sein pfarrherrliches Kleid über den Arm

und erkomm, als er sich unbeobachtet glaubte, den Estrich. Droben hielt er nach einer Schachtel Umschau, in der er seine Berufskleider bergen konnte. Die erste Schachtel, die er in dem Dämmerlicht des Estrichs öffnete, erwies sich allerdings als nicht leer. Sie enthielt Christbaumschmuck. Der Anblick der silbrigen Fäden und der glänzenden Kugeln erfüllte ihn mit Wehmut. Diese leichten Gegenstände waren nun auch zu altem Plunder geworden wie er. Als er die Schachtel hastig zuklappen wollte, hörte er ein Klingeln. Er griff in die Schachtel hinein und zog das silberne Glöcklein heraus, mit dem ihm und später seinen Kindern an Weihnachten die Ankunft des Christkindes verkündet worden war. Er steckte das Glöcklein in die Hosentasche. Dann fand er eine andere Schachtel und stopfte seine Pfarrkleider hinein. Darauf schlich er auf den Zehenspitzen wieder in sein Zimmer. Er hatte noch etwas vergessen, das ihm auf seiner Flucht unentbehrliech war. Er nahm ein mächtiges Buch aus dem Schrank und steckte es unter den Arm.

Drunten setzte er den Pfarrhut auf und es lächerlte ihn einen Augenblick, dass es seinem Sohn, der sogar an die bunte Krawatte gedacht hatte, entgangen war, dass zu seiner Umgestaltung auch noch ein anderer Hut gehört hätte.

Pfarrer A. wusste nicht, wohin er seinen Fuss wenden sollte. Er wusste nur, dass er die gewohnte Welt verlassen hatte, um seinen Beruf zum erstenmal unter den Bedingungen auszuüben, unter denen es auch die ersten Sendboten des Christentums getan hatten.

Es ging gegen sechs. Die Strassen waren hell erleuchtet und recht belebt. Da waren Menschen, die Einkäufe besorgt hatten und nun nach Hause strebten, solche, die noch ihren Geschäften nachgingen und andere, die bereits abendliche Pläne erwogen. An einer Ecke der Bahnhofstrasse blieb er stehen. Er stellte sich vor einem Hauseingang auf, entschlossen, mit der Verkündigung des Evangeliums zu beginnen. Es wäre ihm sonderbar vorgekommen, eine der vielen hundert Pre-

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

digten, die er im Laufe seines Lebens gehalten, zu wiederholen. Er hatte gehofft, dass ihm, wenn er erst dastünde, die rechten Worte von selbst auf die Zunge kämen. Aber der Geist regte sich nicht. Er erinnerte sich an die Heilsarmisten, denen er seinerzeit auf den Plätzen der Heimatstadt oft bewundernd gelauscht hatte. Diese Prediger hatten ihre Strassenversammlungen mit einem Liede eröffnet. Allerdings waren sie immer mindestens ihrer zwei oder drei gewesen. Er war ganz allein, und solange er sich erinnern konnte, ein armer Sänger. Ja, wenn die Orgel spielte und der Kirchenchor sang, genügte seine Stimme. Aber heute war die Gemeinde zerstreut. Er liess sich die frommen Lieder durch den Kopf gehen, mit denen er den Gottesdienst jeweilen begonnen hatte. Schliesslich entschied er sich für die alte Kampfweise, die seine Amtsbrüder und auch er immer dann gewählt hatten, wenn bei den Sängern auf keine grosse Kenntnis in Kirchenliedern gerechnet werden konnte.

Pfarrer A. schöpfte Atem. Er wollte das Lutherlied aus voller Brust anstimmen. Wenn er nicht schön singen konnte, sollte es doch laut sein. Selbst eine mächtige Stimme hätte in dem Strassenlärm kaum weit gereicht. Aber die ohnmächtigen Laute des alten Mannes gingen völlig unter. Die meisten Menschen schenkten Pfarrer A. überhaupt keine Beachtung. Einige warfen ihm ängstliche Blicke zu. Sie hielten ihn wohl für im Geiste gestört. Andern war der Anblick peinlich; sie beschleunigten den Gang. Auf jeden Fall stand Pfarrer A. immer noch allein, als er das Lied durch alle vier Strophen gesungen hatte. Dann schlug er in dem Lichte der Strassenlampen die Bibel auf. Das war wohl immer noch das beste, dass er, statt nach Worten zu suchen, das Wort selbst sprechen liess. Er las das zweite Kapitel Matthäus. Niemand beachtete ihn. Vielleicht war ihm das immer noch lieber, als wenn er sich schon bei seinem ersten Auftreten einer grossen Menge gegenüber gesehen hätte. Aber als, einige Strassenecken weiter, bei sei-

(zürütutsch)

Der Konjunktiv

+ Richtig Falsch

- + Mir *wüsstd* nüd, was mer *miechtid*, wämer de næechscht Winter ekäi Chole *hettid*.
(was mer *mëéchtid*.)
- + Es *stiend* au besser um en, wän er ekäi Ugfell ghaa *het*.
(Es *stëänd*.)
- + I *lies* mer halt Muschter zäige, dän *gsiechtisch*, was für die *passti*.
(I *lëës*; für die *pëëss*.)
- + Das Huus *gfiel* mer, wän er s Bott (Angebot) na echli *abeschruubti*.
(*gfëël* mer, *gfalti* mer.)
- + Entweder *schliegi* die Negel a däre Chischten y, oder dän *zieti* si uus, vor si öpper draa stäche *würd*.
(*schlüëgi*, *schluug*; *zöögi*.)
- + Gang *hurtig* go de Nachber *frööge*, ob er z Mittag dadure *chiem*.
(dadure *chuum*.)
- + Was *säiti* ächt d Muetter, wän si die Ornig *gsëëcht*?
(Was *sägti*, was *sieg*.)
- + I *läiti* mi guet aa, vor i a die Chelti use *gieng*.
(I *leggti* mi; use *gëng*.)
- + I *fieng* mit dären Arbet aa, wän si morn *set* fertig wérde.
(I *fangti* aa.)

Zusammengestellt von Frau Ida Feller-Müller, Zollikerberg.

nem zweiten und auch bei dem dritten Anstoss immer noch kein Mensch stehengeblieb, wurde er doch kleinlaut. Er klappte das Buch zu und tauchte in der Menge unter. Im Gehen gruben sich ihm die steilen Falten in die Stirne, die schon den jungen Studenten gezeichnet hatten, wenn er vor einer Frage stand, die seinem Herzen unverständlich war, der er aber doch mit dem Verstand auf die Spur zu kommen suchte. Und so wenig wie damals brachten ihn seine Bemühungen jetzt zum Ziel. Lange nach Mitternacht, auf einem Bänklein am See, fiel ihm ein, dass er sich nach einer Unterkunft umsehen müsste.

Er dachte nicht daran, heimzukehren. Es galt, einen kleinen Gasthof zu suchen. Er griff in die Tasche: er trug kein Geld auf sich. Wie oft hatte ihm seine Frau Vorwürfe gemacht wegen seiner schlechten Gewohnheit, den Geldbeutel zu vergessen. Er spielte mit dieser Erinnerung, bis er sich vorstellte, wie ihn seine Frau bedauern würde, wenn sie ihn hier, vom Amte abgesetzt, auf diesem Bänklein, mitten in der Nacht, allein sehen könnte. Doch dann huschte ein Lächeln über seine Züge: wieviel schwerer wäre ihm der Weggang geworden, wenn seine Frau noch gelebt hätte. Nun hatte sie ihn nicht hindern können. Aber da, wo sie sich jetzt befand, da hätte sie ihn auch nicht mehr hindern wollen, dessen war er gewiss. Er schickte irgendwo in die Sterne ein zärtliches Lächeln. Dann nahm er seine Wanderung wieder auf.

Der neblige Stadtmorgen schien ihm für seine Aufgabe ungeeignet. Er pilgerte durch die Straßen, ruhte da und dort auf einem Bänklein und wärmte sich eine Stunde lang in einer Nebengasse vor dem vergitterten Schacht einer Hotelküche, die von unten herauf warme Speisedünste in die Nase trieb. Die Gänge führten ihn in die ärmeren Viertel der Stadt, die er fast nur dem Namen nach kannte. Am Nachmittag nahm er seine Arbeit wieder auf. Er stellte sich in einer öffentlichen Anlage vor einen Brunnen auf, sang sein Lied und las ein Kapitel aus der Bibel.

Hier blieben einige Müssiggänger stehen, Mütter, die Kinderwagen vor sich herschoben, alte Frauen und verhutzte Männer. Allein, allen genügte es festzustellen, was der Mann wollte. Dann gingen sie teilnahmslos oder mit milder Verachtung ihres Weges. Einzig ein fünfjähriges Büblein hielt es länger aus. Wohl, weil es damit beschäftigt war, ein grosses Butterbrot zu verspeisen. Pfarrer A. konnte die Augen nicht von ihm losreissen. Er hoffte, es würde wenigstens so lange ausharren, bis er das Kapitel fertig gelesen hätte. Aber dem Büblein wurde es unheimlich zumute. Es fühlte die Blicke des Mannes mehr als an ihm an seinem Butterbrot hangen. Es rannte in grossen Sprüngen davon.

Dieser kleine Vorfall wurde von einer Frau beobachtet, die von Berufes wegen gewohnt war, aus Männeraugen zu lesen. Sie hatte in den Augen des Predigers eine Regung gespürt, die freilich nicht jener Hunger war, auf dem sich ihr Gewerbe aufbaut, aber dennoch Hunger. Sie wühlte in ihrer Handtasche, fischte schliesslich ein Geldstück heraus und drückte es Pfarrer A. in die Hand. Dann entfernte sie sich mit den halb zögernden, halb eiligen Schritten, die den Vertreterinnen ihres Standes eigen sind. Pfarrer A. betrachtete das Zweifrankensteinstück. Das einzige, was er empfand, war brennender Hunger und das Bedürfnis, ihn sofort zu stillen.

Erst als er sich an einer Stehbar mit Milch und Brot gesättigt hatte, wurde ihm klar, dass er ein Almosen empfangen hatte. Er fühlte sich nicht gedemütiigt. Er sah, dass ihm ein schönes, rundes Frankenstück blieb. Er fuhr mit den Fingerbeeren über die Rippen des Geldstückes und schob es in die Westentasche.

Auf der Strasse war er unvermittelt am Ende seiner Kräfte. Seine Wanderung hatte ihn in eine menschenleere Gegend, weit draussen beim Güterbahnhof geführt. Es standen in den dunklen Straßen wenige Häuser, meist nur Schuppen, die von den Bahngleisen her schwach beleuchtet wurden. Pfarrer A. betrat einen Bauplatz

und suchte zwischen den aufgestapelten Brettern den Weg zu einem Holzbau. Es hing ein Schloss an der Türe, aber verschlossen war sie nicht. Der Schuppen stand leer. Er stolperte im Dunkeln über Werkzeuge und fiel auf einen Sandhaufen, dabei stiess seine Hand zufällig auf ein rauhes Tuch. Er benützte es als Decke. Im Schlafen schien ihm das Lager wärmer zu werden. Er kannte die Quelle, die ihn wärmte, nicht, aber er kroch ihr näher ohne zu erwachen.

In der Dämmerung des Morgens schlug er die Augen auf. Da sah er neben sich die Gestalt eines Schläfers. Es war ein Mann von mittleren Jahren, in Lumpen gehüllt; er strömte den Geruch billiger Schnäpse aus. Als Pfarrer A. von ihm wegrücken wollte, drängte sich der Körper des Mannes wieder an ihn. Pfarrer A.

konnte nicht mehr einschlafen, er wagte auch nicht, den Schlafkameraden zu wecken. Als es heller wurde, wollte er sich dennoch vorsichtig aufrichten. Aber da setzte sich sein Schlafgenosse in einem Ruck auf, rieb die Augen und war gleich im Bild:

« So, so, das ist also der Bruder, der meine Decke abgestaubt hat. Ein sauberer Häsel. »

Der Vagant stand auf und musterte Pfarrer A. Sein Ausdruck wurde immer zufriedener. Schliesslich setzte er sich wieder auf den Sandhaufen und wickelte die Decke um die Beine.

« Und jetzt, Grossätti, kriechst du aus deiner Sonntagsschale. »

Als Pfarrer A. nicht gleich verstand, was der Mann begehrte, richtete sich dieser gemütlich auf und half ihm, den Rock,



Jacques Düblin

Federzeichnung

die Hose und die Schuhe auszuziehen. Pfarrer A. liess es ohne Widerstand geschehen. Dann stand er schlitternd in Hemd und Unterhosen da.

« Geh mir so nur ja nicht durch die Latten, Grossätti, du könntest die alten Weiber erschrecken. »

Dann untersuchte er sorgfältig Rock und Hosentaschen. Seine Miene drückte Enttäuschung aus.

« Ein grosser Fehler, Grossätti. Man geht nie ohne Draht auf den Wackel. Das hätte dir die Mama angewöhnen sollen, schon wegen der armen Leute, die einem die Hosen ausziehen und sich dann einen Bart einfangen. Oder haben dich die schönen Mädchen gerupft? Pfui, Grossätti, in deinem Alter! »

Er kam wieder näher und leuchtete auf: « Ein schönes Hemdli hast du da. » Er betastete den Stoff zärtlich.

« Weisst du, ich war immer scharf auf gefitzte Wäsche. Zieh den Hemdenstock aus. Das ist für den Fredi. »

Als er das Hemd zu den andern Kleidungsstücken gelegt hatte, griff er nochmals den Rock und die Hosen ab. Nun fand er das Glöcklein. Er nahm es erstaunt zur Hand und schüttelte es, wie wenn er dessen Metallwert prüfen wollte. Es war wohl Silber, aber der Klang des Glöckleins schien ihm nicht zu gefallen. Er warf es Pfarrer A. zu. Auch die Bibel, die er auf dem Sandhaufen fand, schob er weg. Dann legte er die Kleider des Pfarrers umständlich in Falten und verstaute sie in einem Sack, den er hinter einer Kiste hervorgeholt hatte.

« Was machen wir jetzt mit dir, Grossätti? »

Er kratzte sich in den Haaren. Dann tat er einen zweiten Griff hinter die Kiste und zog ein Bündel hervor. Er schüttelte den Inhalt auf den Boden, las eine zerfetzte Hose heraus, einen fleckigen Kittel und zuletzt noch ein Paar gelbe Halbschuhe mit klaffenden Löchern an den Spitzen.

« Leg die Sachen nur an. Es ist kühl draussen, und nichts für ungut, Grossätti. »

Damit verliess er den Schuppen.

Pfarrer A. schlüpfte, sobald er allein war, in die ihm überlassenen Hosen. Sie waren um den Bund viel zu weit. Der Kittel hingegen schloss sich eng um die Brust, die Aermel waren zu kurz. Er öffnete die Schuppentüre, setzte sich auf einen Bretterhaufen und betrachtete seine dünnen Greisenarme. Dann ging er ängstlich die Strasse entlang. Aber die Leute nahmen keinen Anstoss an seiner Erscheinung. Er begann sich über seine Verwandlung fast zu freuen. Die Lumpen, die er trug, passten besser zu ihm als das Schneiderkleid. Jetzt erst öffnete er die Faust der rechten Hand und blinzelte vergnügt ein Frankenstück an. Ja, daran hatte der gute Mann nicht gedacht, dass ihn der Grossätti überlisten könnte, aber der rettete seine einzige Münze aus der Westentasche. Das heisst Geistesgegenwart!

In der Kaffeestube legte Pfarrer A. das Geld gleich auf den Tisch. Die Servierochter sollte sich selbst überzeugen, dass er die Zehrung zahlen konnte. Die Bibel stellte er neben die Tasse. Er liess sie nicht mehr aus den Augen. Er blieb so lange bei der Milch sitzen, dass ihm die Tochter zu verstehen gab, dass hier der Ort nicht sei, um den Tag zu verbringen. Er gehörte auf die Strasse, die nun seine Heimat war. Vor einem Hauseingang blieb er stehen. Er wollte das Lied anstimmen. Aber die Nacht im Schuppen hatte seine Stimme übel mitgenommen, sie war so heiser, dass er nach den ersten rauhen Tönen abbrach. Er lehnte an die Mauer und nestelte mit der einen Hand verlegen im Hosensack. Da kam ihm das Weihnachtsglöcklein in die Finger. Er zog es heraus und schüttelte es. Mehr für sich, einmal, zweimal, er konnte sich nicht satt hören. Da bemerkte er, dass die Stimme der Glocke auch andere Hörer angelockt hatte. Es standen einige Kinder um ihn und bestaunten das kleine, silberne Ding, dem so innige Töne entströmten. Auch einige Frauen waren stehengeblieben.

« Seht ihr, die Glocke läutet noch,

auch wenn ihr sie verboten habt, die Glocken. »

Wieder schwang die Greisenhand das silberne Glöcklein. Zuerst behutsam und dann so wild, dass es die Töne zerschlug.

«Ich darf sie nicht ungestüm läuten, dafür ist sie zu schwach», sagte er bedeutungsvoll, wie wenn er einer richtigen Erkenntnis auf die Spur gekommen wäre.

«Ich muss sie sanft läuten, dann tönt sie hell und klar.»

«Wisst ihr noch» — es kam ihm vor, wie wenn es Jahrzehnte her gewesen wäre — «erinnert ihr euch an die Zeit, als die Glocken noch von allen Türmen der Stadt läuteten, sie riefen euch zur Kirche, sie läuteten, wenn euch ein Kind getauft wurde, sie begleiteten euch zum Grabe. Jetzt sind die Glocken stumm. Aber das, was sie verkündeten, bleibt.»

Er schwang das silberne Glöcklein vor seinen Ohren, zuerst links und dann, wie um sich zu überzeugen, dass er keiner Täuschung unterlag, auch vor dem rechten Ohr.

«Hört ihr, was die Glocke läutet? Ihr dürft es nicht hören. Es ist euch verboten, oder wollt ihr es doch wissen? Kommt näher!» lockte er mit heiserer Stimme.

Als niemand seiner Einladung folgte, ging er der nächsten Frau entgegen. Er nahm sie an der Schulter und zog sie an sich.

«Christus ist auferstanden, Christus lebt», flüsterte er.

Wieder schwang er das Glöcklein und sah seinen Zuhörern einem nach dem andern erwartungsvoll in die Augen.

«Er spinnt», sagte eine der Frauen. Da lachten die andern Frauen, und die Kinder lachten mit. Auch Pfarrer A. lächelte. Er hörte hinter dem Spott eine andere Regung. Er verliess den Kreis und ging einige Häuser weiter. Dann zog er wieder das Glöcklein aus der Tasche, schwang es und begann zu reden. Wenn niemand stehen blieb, sprach er Menschen an, die gleich ihm, ohne bestimmtes Ziel durch die Strassen irrten. Es gab solche, die ihm

willig zuhörten, andere, die ihn sanft abschüttelten. Oft wurde er grob zurechtgewiesen.

Pfarrer A. lernte den Hunger kennen, jenen Hunger, der auch vor dem Letzten nicht immer zurückschreckt. Dieser Hunger machte ihn zu einem doppelten Übertreter des Gesetzes. Er predigte fortan nicht nur, er tat noch etwas anderes, was in der Stadt X verboten war: er bettelte. Nie bei, nie nach seinen Predigten, aber bei den Wanderungen durch die Strassen hielt er hier und dort an und streckte die Hand aus. Es gab immer Menschen, die eine Münze opferten. Er behielt kein Geld in der Tasche. Was er bekam, verzehrte er. Er ersparte sich auch kein Mietgeld für das Nachtlager. Wenn es Abend wurde, wartete er vor Hauseingängen, bis ihm ein Mann oder eine Frau begegnete, die er um eine Ruhestätte zu bitten wagte.

Pfarrer A. wusste, dass er es anders hätte haben können; auch ohne zu seinem Sohne zurückzukehren. Der Staat hätte für ihn gesorgt, der Staat war stolz darauf, jedem, der mit ihm in Frieden lebte, das tägliche Brot und ein Obdach zu sichern. Aber er wollte nichts von dem Staat, der das verbot, wozu wir leben.

Die Strassenzüge der Vorstadt, in denen Pfarrer A. predigte, gehörten zu den ärmsten und bevölkertsten. Sie waren den Behörden ein Dorn im Auge. Hatte doch die Stadt X nach dem Kriege die Elendsviertel abgebrochen und mit grossen Kosten, ausserhalb der Stadt, für die Bevölkerung der sonnenarmen Gassen luttige Siedlungen gebaut. Die X-Städter brüsteten sich mit dieser Grosstat, die von drei Geschlechtern geplant, erst durch sie zur Ausführung gekommen war. Und nun zeigte es sich, dass Armut und Laster nicht an die Sonne verpflanzt werden wollten, sondern es vorzogen, in den Randgebieten der Stadt neue Schlupfwinkel zu suchen.

Pfarrer A. sah sein Wirkungsfeld, wie es war. Er wusste, dass ein grosser Teil der Armut, die ihn umgab, als schuldhafte Armut bezeichnet wurde. Er gab zu, dass sich das Laster hier frecher als an-

derswo ans Tageslicht wagte. Aber auch schuldhafte Armut und selbst das Laster waren ihm erträglicher als Wohlanständigkeit, die sich vermass, Armut und Laster durch Menschenwitz aus der Welt zu schaffen. Vor allem aber hatte er hier Hörer für seine Botschaft gefunden. Es waren eigentümliche Leute. Von Fürsorgern wären die meisten als Schmarotzer oder doch als schwierige Fälle erklärt worden. Ärzte hätten wohl bei fast jedem von ihnen einen Fehler gefunden, der vom Standpunkt der Erbanlage aus Bedenken erweckte.

Pfarrer A. wären Stadtpräsidenten, Bankmagnaten und Frauen der Gesellschaft genau so lieb gewesen. Es waren alles arme Seelen. Nur, sie kamen nicht zu ihm.

Pfarrer A. teilte mit den Bewohnern seines Viertels die Angst vor der Polizei. Er war mit ihr innert kurzer Zeit öfter zusammengestossen. Mehr als einmal hatte ihn ein Polizist seiner Ansprachen wegen zur Rede gestellt. Zuletzt war er von einem Polizisten in bürgerlicher Kleidung beim Bettel ertappt und auf die Wache mitgenommen worden. Dort hatte man ihm mitgeteilt, dass sein Treiben den Behörden wohl bekannt sei. Man habe ihn aber seiner Angehörigen wegen bisher schonen wollen und gehofft, dass er selbst zur Vernunft käme. Nach einer telephonischen Unterredung mit einer andern Amtsstelle war er mit der Drohung, dass er, wenn er sich wieder aufgreifen liesse, versorgt würde, laufengelassen worden.

Die Angst, versorgt zu werden, war fortan der einzige irdische Kummer des Pfarrers. Er wollte nicht versorgt werden. Er bekam für Angehörige des Sicherheitsdienstes eine Witterung, wie sie nur die Brüder der Landstrasse besitzen. Es kam vor, dass er mitten in einer Ansprache abbrach und davonhastete. Seine Zuhörer merkten erst warum, wenn sich bald darauf ein Mann als Hüter der Ordnung auswies.

Mit der Zeit gewann Pfarrer A. Anhänger, die ihm von Strassenecke zu

Strassenecke folgten. Es kam vor, dass ihn solche am Abend an ihre Wohnstätten mitführten, um ihn mit Menschen bekannt zu machen, die tagsüber keine Zeit hatten, ihn zu hören. Diese Zusammensünfte fanden in schlecht gelüfteten, von Möbeln und Menschen überfüllten Räumen statt. Oft lagen Kranke in diesen Zimmern, häufig auch Kinder, die zu zweit und zu dritt in ihre Betten gepfercht schliefen oder doch schlafen sollten. Es gab schamlose Weiber und freche Burschen, die sich den Besuch von Pfarrer A. ausbaten, um sich einen Spass zu leisten. Er nippte von den Getränken, die sie ihm reichten, obwohl er wusste, dass sie ihn berauschen sollten. Er ass von den Speisen, die ihm hingeworfen wurden, und ging auf ihre lockeren Gespräche ein. Erst wenn er sicher war, dass keine Seele willig war, sich an dem Lichte, das er brachte, zu entzünden, nahm er Abschied; nie im Zorn. Er durchwachte viele Nächte bei Kranken. Er lebte in einem Fieber, das ihn nicht müde werden liess.

Eines Abends stand Pfarrer A. vor dem Brunnen der öffentlichen Anlage, wo er am Tage seiner Flucht umsonst Hörer für seine Botschaft gesucht hatte. Jetzt war er nicht mehr allein. Es umgab ihn eine so ansehnliche Menschenschar, dass ihm eine Frau aus der Nachbarschaft eine Bockleiter brachte und ihn bat, diese zu besteigen. Als er die ersten Stufen erklimmen hatte und die vielen Menschen sah, lastete das Gefühl der Verantwortung so schwer auf ihm, dass er kaum zu sprechen wagte. Er schöpfte Atem:

« Freunde, ihr seid gekommen, nicht meinetwegen. Wie könnte ich euch helfen? Ich bin ärmer als ihr alle. Ich bin schwächer als jeder von euch. Und auch der, dessen ohnmächtiger Zeuge ich bin, verspricht euch nichts: keinen Wohlstand, keine Macht, weder euch noch für eure Kinder und Kindeskinder, keinem einzelnen von euch, keiner Klasse, keinem Staat, auch der Menschheit nicht. Wollt ihr ihn dennoch hören? Wir sind Arbeiter an dem Gottesreich, das mitten unter uns und doch nicht von dieser Welt ist. Wir

DENKSPORT

AUFGABE

alle sind ungetreue Arbeiter, wir strau-cheln immer wieder, jeder von uns: es ist uns vergeben. So oft wir auch vom rech-ten Weg abirren mögen: unsere Sünde ist in Christus ausgelöscht, wenn wir nur glauben, dass er der Weg ist, und das Ziel das Reich Gottes. Kein Reich der Menschen. »

In diesem Augenblick flog Pfarrer A. eine überreife Tomate ins Gesicht. Pfarrer A. taumelte und stürzte von der Bockleiter. Sein Gebiss entfiel ihm und lag zerbrochen auf dem Strassenpflaster. Gelächter ertönte und Rufe der Empö-rung. Pfarrer A. blieb einen Augenblick liegen. Als er sich aufrichtete, galt die erste Bewegung dem Gebiss. Er hob es auf und mühte sich ängstlich, es im Munde unterzubringen. Es ging nicht. Eine neue Welle von Gelächter ging durch die Reihen. Pfarrer A. stieg wieder auf die Bockleiter und versuchte mit zahnlosem Munde weiter zu reden. Er brachte kein deutliches Wort heraus. Das Gelächter erhob sich zum Sturm.

Da drängte ein alter Herr durch die Reihen, zog seinen Rock aus und legte ihn ohne Umstände einem Eckensteher auf den Arm. Er stülpte die Hemdärmel zurück und packte den Burschen, der die Tomate geschleudert hatte, bei den jungen Schultern. Dann gab er ihm rechts und links eine klatschende Ohrfeige. Die Menge wich zurück und sah erstaunt dem ungleichen Kampfe zu. Hier stand ein alter Mann, gewiss ein Siebziger, dort ein junger, kräftiger Rohling, der sich miss-handeln liess, ohne auch nur den Mund zu öffnen. Nun befahl der alte Mann dem Jungen grob, das Feld zu räumen, und dieser gehorchte wortlos.

Pfarrer A. hatte von seiner Bock-leiter die Auseinandersetzung verfolgt. Als der alte Mann seinen Rock wieder zur Hand nahm und ihn sorgfältig mit der Hand abbürstete, erkannte er in ihm Pfarrer L.

Pfarrer L. war von der Absetzung weniger hart betroffen worden als andere. Das Gefühl, Unrecht erlitten zu haben, stützte ihn. Die Folgen würden sich zei-

Die schweizerischen Dichter Adolf Fux, John Knittel, C. F. Ramuz, Josef Reinhart, Giuseppe Zoppi und die Schrift-stelllerin Lisa Wenger fuhren an die Schriftstellertagung. Sie sassen in einem Eisenbahncoupé, je drei und drei einander gegenüber. Jeder las ein Buch eines an-wesenden Kollegen. Zum Mittagessen begaben sie sich in den Speisewagen, und jeder belegte seinen Platz mit dem Buch, das er eben las. Die Bücher lagen so:

«La grande peur dans la montagne»	«Azzurro sui Monti»
«Via Mala»	«Die Wunderdoktorin»
«Im grüene Chlee»	«Das neue Geschlecht»

C. F. Ramuz sass gegenüber von Adolf Fux. Lisa Wenger las Gedichte. Giuseppe Zoppi sass neben seinem wel-schen Kollegen. Josef Reinhart las ein Buch in italienischer Sprache. Adolf Fux sass zwischen einer Dame und einem Herrn.

Frage:

Wo sass jeder der sechs Schriftsteller?

Auflösung Seite 29

gen. Erst nach und nach dämmerte ihm die Einsicht auf, dass es sich bei diesem Ereignis nicht hauptsächlich um ihn han-delte. Nach dieser Erkenntnis empfand er sein müssiges Leben schwerer. Er klammerte sich mit aller Kraft an die bürger-lichen Ämtlein, die ihm blieben. Sie gaben

wenig zu tun. So kam es, dass er, um wenigstens den Schein zu wahren, an die paar Sitzungen und Besichtigungen, zu denen er noch beigezogen wurde, zu Fuss ging, auch wenn der Weg weit war. Solange er sich unterwegs befand, war er beschäftigt. Aus einem solchen Anlass war er auch heute in das Viertel gekommen, in dem Pfarrer A. predigte. Die Menschenansammlung hatte ihn, wie andere Müsiggänger, angezogen. Er hatte sich zuerst geschämt, stehen zu bleiben, aber dann hatte er Pfarrer A. erkannt und endlich aus ehrlicher Entrüstung eingegriffen. Er rang noch jetzt nach Luft. Sollte er sich zurückziehen oder Pfarrer A. begrüßen? Er trat zu seinem früheren Amtsbruder und streckte ihm die Hand hin, so wie er es früher als Pfarrherr gewohnt gewesen war, gütig, aber etwas herablassend, herzlich, und doch etwas von ferne. Doch dann übermannte ihn sein besseres Ich. Er zog die Hand zurück und liess den Kopf sinken.

« Diese Ohrfeige, weisst du, wer sie verdient hätte? Ich! Links und rechts, rechts und links! Was ist das, was dir dieser Bursche antat, gegen das, was du vierzig Jahre lang von mir erfahren musstest.»

Er kehrte sich um und machte sich mit eiligen Schritten davon. Pfarrer A. versuchte, ihn am Rockzipfel festzuhalten. Er rief ihm zwei-, dreimal den Namen nach. Dann ging eine Erschütterung durch ihn. Er kniete nieder und dankte Gott demütig, dass er ihn von seiner schwersten Sünde befreit hatte: er hasste Pfarrer L. nicht mehr. Der Prediger vergass sein zerbrochenes Gebiss und die rote Brühe, die ihm noch um die Mundwinkel floss. Er betete mit der Menge.

Da drängte sich ein den Knabenjahren nicht ganz entwachsener Jüngling an ihn heran. Er hatte ihn häufig an seinen Versammlungen gesehen, aber immer nur aus der Ferne. Dennoch hatte Pfarrer A. oft für ihn gesprochen, weil er die unbestimmte Hoffnung im Herzen trug, in ihm einen jungen Kämpfer für Christus zu gewinnen. Pfarrer A. hob die Hand und legte sie dem Jüngling auf den

Kopf. Er fühlte das Haar rauh und spürte den Strom, der sich von seiner Hand auf das Haupt des jungen Mannes übertrug. Pfarrer A. trat blitzartig die Erinnerung ins Gedächtnis, wie er vor bald fünfzig Jahren in der Grossmünsterkirche zum Pfarrer bestellt worden war. Es war eine feierliche Handlung gewesen, gewiss. Aber damals empfand er sie doch nur als ein Sinnbild. Nun hatte er, so wie es seit Apostelzeiten in ununterbrochener Kette geschah, einen Menschen zum Diener Gottes gezeichnet. Er wagte nicht, seiner Gebärde Worte nachzuschicken. Er suchte zu entweichen. Da trat ihm eine Frau entgegen. Ein junges Geschöpf mit den Spuren eines ungezügelten Lebens. Sie trug ein Kind, es war in schmutzige Tücher gehüllt. Nur das Gesichtlein lag frei da mit den geschlossenen, entzündeten Augen. Die Frau hielt das Kind dem Pfarrer entgegen. Er streckte die Hand aus und legte sie auf die Augen des Kindes. Das Kind öffnete die Augen. Die Mutter schrie auf. Pfarrer A. entwand sich der Menge und hastete davon. Fort, weg, was hatte er getan? Er glaubte an Zeichen. Aber war er der Mann, sie zu tun?

Pfarrer A. merkte in seiner Zerkirnung nicht, wohin ihn die Füsse trugen. In später Nachtstunde stand er vor dem Hause seines Sohnes. Das Küchenfenster stand offen. Er stieg über das Gesimse, schlich im Dunkeln in sein Zimmer, warf sich in den Lumpen auf das Bett und sank in tiefen Schlaf.

Am andern Tag erwachte er erst gegen Mittag, zerschlagen und leer. Nur vergessen hatte er nichts. Das Kind, der Schrei der Mutter! Er hätte sich am liebsten vor sich selbst versteckt. Doch die Seinen mussten erfahren haben, dass er zurückgekehrt war. Er vernahm durch die Türe flüsternde Stimmen. Nach Mittag tappte er auf den Estrich, zog die Schachtel hervor, in der er sein Pfarrkleid geborgen hatte, und kleidete sich um. Dann ging er in das Wohnzimmer, es befand sich niemand darin, nur der Radioapparat war angesteckt geblieben. Er setzte sich

in den Lehnstuhl und horchte in die tönende Leere: Tänze, klassische Musik, Vorträge. Da, was war das? Hatte er nicht eben noch die Worte eines Redners vernommen, und nun: das war doch Glockenklang! Er stellte den Apparat ab. Eine Sinnestäuschung mehr? Er grub den Kopf in die Hände.

Pfarrer A. war kein Opfer einer Sinnestäuschung; es hatte mit dem Klange der Glocke seine Richtigkeit. Das war so gekommen: der alte Oberst K. hatte sich mit dem Kirchengesetz nicht abgefunden. Er gab unter dem ersten Eindruck des Abstimmungsergebnisses seinen Unwillen in heftigen Schreiben an die Presse Ausdruck. Als sie unveröffentlicht blieben, hatte er sich mit einigen alten Herren seiner Bekanntschaft in Verbindung gesetzt, auch mit Pfarrer A. Aber der war nicht mehr zu erreichen gewesen. Und die andern wollten nichts wissen.

Auf diesen Misserfolg hin hatte sich Oberst K. noch mehr als bisher von jeder Gesellschaft zurückgezogen. Er konnte es nicht verstehen, dass kein Mensch es wagte, gegen diesen Eingriff des Staates Stellung zu nehmen. Als er einmal auf einem seiner einsamen Spaziergänge wieder daran dachte, fielen ihm die ersten zwei Verse eines Kirchenliedes ein, das ihm früher als weinerlich und weibisch besonders peinlich gewesen war:

*Wenn alle untreu werden,
so bleib' ich dir doch treu.*

Er runzelte beim Klang dieser Verse auch jetzt noch die Stirne, und doch begleiteten sie ihn fortan Tag und Nacht. Gab es nicht auch Gott gegenüber so etwas wie einen Fahneneid? Mochten ihn andere brechen, wenn sie es verantworten konnten. Aber je mehr er darüber nachsann, desto klarer wurde ihm, dass er es nicht vermochte.

Oberst K. besass eine kleine Sammlung alter Waffen. Als er vor vielen Jahren seinen Abschied von der Armee ge-

nommen hatte, war ihm von Freunden nahegelegt worden, seine Mussezeit der Erforschung der alten Schweizerwaffen zu widmen. Man hatte von einer Veröffentlichung gesprochen, die auf diesem Gebiete fehle und verdienstlich wäre. Oberst K. war nie ein Mann der Feder gewesen. Er verdächtigte seine Freunde, dass ihr Vorschlag nur der Absicht entsprang, ihn zu beschäftigen. Aber da er wirklich mit seiner Freizeit nicht viel anzufangen gewusst hatte, war er damals doch an die Arbeit gegangen. Er hatte sich von der Landesbibliothek die einschlägige Literatur kommen lassen und war ein fleissiger Besucher der Waffensammlung im Museum geworden. Später allerdings hatte er dann jahrelang die Sache liegen lassen. Jetzt nahm er sie wieder auf. Das heisst: er ging täglich in das Museum, wurde mit dem neuen Direktor bekannt, liess von diesem und jenem Gegenstand Aufnahmen machen und bekam sogar für seine Studienzwecke ausnahmsweise das eine oder andere Stück leihweise nach Hause mit. Er kannte alle Wärter, alle Wärter kannten ihn. Nicht weit von den Sälen, welche die Waffensammlungen aufbewahrten, befand sich ein Raum mit Ausstellungsgut, das sich noch nicht lange dort befand: vor allem diesem galten die Besuche des Obersten K., wenn er sich unbeobachtet glaubte.

An einem Sonntagnachmittag sollte die Vollendung eines neuen, sozialen Werkes auf einem öffentlichen Platz durch eine Rede des Stadtoberhauptes gefeiert werden. Auf diese Ankündigung gründete der Oberst seinen Plan. Er benötigte zu dessen Ausführung nur einen Mitver-

Lösung der Denksportaufgabe auf Seite 27

Die Schriftsteller sassen wie folgt:

John Knittel	Josef Reinhart
Adolf Fux	C. F. Ramuz
Lisa Wenger	Giuseppe Zoppi

schworen. Es war ihm schwer genug gefallen, diesen zu finden. Er fand ihn endlich in einem Manne, der früher bei ihm als Ordonnanz und Reitknecht gedient hatte. Der Oberst war auch nach seiner Versetzung in den Ruhestand mit ihm in Verbindung geblieben. Er hatte zuerst dessen zahlreichen Kindern mit Empfehlungen ausgeholfen und zuletzt zur Ausbildung eines Enkels beigebracht. Nur gesehen hatte er ihn schon lange nicht mehr. Als seine ehemalige Ordonnanz dann vor ihm stand, war er zuerst recht erschrocken. So alt hatte er sich ihn doch nicht vorgestellt. Aber die Begeisterung, mit der dieser seinen Plan aufnahm, hatte ihn bald, wie die eigenen Jahre, auch die seines früheren Reitknechtes vergessen lassen. Die Rede auf dem . . . platz war auf 3 Uhr nachmittags angesetzt. Um halb drei Uhr betratn zwei alte Männer das Museum. Der eine von ihnen trug eine eiserne Stange mit. Die Frau an der Kleiderabgabe hätte sie jedem andern Besucher abverlangt. Aber den alten Obersten K. kannte sie, und sie wusste, dass er besondere Vorrechte genoss. Auch das Fräulein an der Kasse warf der Stange einen prüfenden Blick zu. Aber dann lächelte sie den Obersten K. freundlich an. Die beiden Männer suchten den Saal auf, der im ersten Stock neben der Waffensammlung, ausser andern Sehenswürdigkeiten, seit kurzem drei Glocken zur Schau stellte, die nun ausgedient hatten. Nur die Allerkleinste kam für den Obersten in Frage; sie war immer noch schwer genug. Der Reitknecht schob die Stange durch das Loch oben an der Glocke und umhüllte den Klöppel mit einem Tuch. Darauf ging Oberst K. zu dem nächsten Wärter und bat ihn um seine Begleitung. Unterwegs berichtete er ihm, dass er die kleine Glocke nebenan für einige Tage zu einer Materialprüfung mitnehmen müsse. Sie sei einmal zu einer Kanone umgegossen worden und dabei — die Geschichte sei umständlich, aber eben deswegen sei die Glocke für sein Werk von Bedeutung. Hier sei übrigens die Erlaubnis des Direktors. Er wies einen Briefumschlag vor.

Der Wärter winkte nur ab, er kannte ja den alten Obersten. Als er die schwere Glocke sah, holte er noch einen zweiten Wärter zu Hilfe. Sogar das Fräulein an der Kasse verliess ihr Gehäuse, um zuzuschauen, wie die Glocke in den bereitstehenden Wagen verstaut wurde. Der Oberst hiess den Führer fahren. Es war 3 Uhr. Der Stadtpräsident hatte seine Rede wohl eben begonnen. Aber immer noch strömten Menschen über die Brücke. Er gab dem Chauffeur den Auftrag, ihn ohne Rücksicht auf die Leute erst vor dem Rednerpult abzusetzen.

Der Stadtpräsident, ein noch junger Mann, dem man Verstand und Wohlwollen von weitem ansah, stand am Mikrophon. Er begann die Ansprache mit der Pünktlichkeit, die ein X-Städter Magistrat sich selbst und seinem Wahlvolk schuldig ist:

« Mitbürger, es ist kein Zufall, dass wir uns zu dieser Feier im Schatten der alten Kirchen versammeln. Gemeinnützige Werke wie jenes, dessen Vollendung wir heute festlich begehen, waren jahrhundertelang das Anliegen der Kirche. Sie wurden im Namen und zur Ehre Gottes ausgeführt. Wer war dieser Gott? Ein Bild, das der Menschgeist aus seinen letzten Zielen formte. Nie mehr! Die Kräfte der Natur, die der Mensch nicht verstand und deshalb auch nicht meisterte: Gott beherrschte sie. Das Leid, dessen Wurzeln er nicht kannte und das er darum auch nicht sinnvoll bekämpfen konnte: Gott sollte es für ihn tun. Das Böse, dessen Wesen den Menschen ein Rätsel war und dem sie nicht zu begegnen vermochten: Gott sollte sie von ihm erlösen. Die Macht dieses Gottes und damit die der Kirche hat nur eine Quelle: die Schwäche des Menschen. Je mutloser der Mensch war, um so stärker war Gott und die Kirche. In früheren Zeiten versuchte der Mensch dieser Macht mit Gewalt entgegenzutreten. Welcher Widersinn! »

Der Stadtpräsident sah vom erhöhten Rednerpult aus, wie sich ein Wagen den Weg durch die Menge bahnte. Sie wichen nur widerwillig. Ordner eilten her-

bei. Aber der Insasse musste sie von seinem Recht überzeugt haben. Auf jeden Fall hielt jetzt der Wagen im leeren Kreis vor dem Rednerpult an. Fehlte noch ein Redner? Der Stadtpräsident setzte seine Rede zögernd fort:

« Unsere Kirchen stehen durch den Willen des Volkes Icer. Es genügte, dass der menschliche Geist es wagte, sich auf sich selbst zu verlassen, um Gott und Kirche als das zu entlarven, was sie immer waren: Krücken menschlichen Unvermögens. Für uns sind sie nur noch Erinnerungen an die Kindheit des Menschengeschlechtes, Museumstücke wie andere auch. Vielleicht schämen wir uns ihretwegen heute noch, aber schon unsere Enkel werden sie nur verwundert bestaunen. »

Was ging da vor? Ein Mann entstieg dem Wagen, ein Gegenstand wurde herausgeschleppt, ein zweiter Mann folgte und dann tönten plötzlich die Schläge der Glocke über den Platz. Nur kurze Zeit freilich. Die beiden Greise wurden von der Polizei überwältigt.

Pfarrer A. sass im Lehnstuhl. Er erinnerte sich an das kleine Neue Testament, das er früher stets in seinem Amtskleid mitgetragen hatte. Er blätterte darin. Es kam ihm fremd vor, ohne Beziehung zu Welt und Menschen. Er schlug bestimmte Stellen auf, die ihm sonst immer Trost gewährt hatten. Jetzt fand er ihn nicht. Er hatte oft an sich selbst gezweifelt. Aber nie an seinem Glauben. Aber wie? Wenn diese Worte, die er das, doch nur Worte wie andere Worte, wenn diese Geschichten doch nur Geschichten wie andere Geschichten wären? Er schauderte über den Abgrund, vor dem er stand. Er schloss das Buch und starre hoffnungslos vor sich hin. Da öffnete sich die Schiebetüre. Sein Enkelkind trippelte herein, gewiss von der

Mutter geschickt, um ihm die Rückkehr zu erleichtern. Das kleine Elsi war scheu. Es gab ihm zwar einen Kuss und wünschte ihm guten Tag. Aber so, wie wenn es ihm eingelernt worden wäre. Dann setzte es sich auf den Boden und begann in einer Ecke mit einer Puppe zu spielen.

Der Anblick der Enkelin hatte Pfarrer A. zuerst gerührt. Aber helfen konnte auch sie ihm nicht. Er vergaß das kleine Mädchen und sank immer tiefer in die Hölle seiner Zweifel.

Da war ihm plötzlich, wie wenn eine Veränderung vor sich ginge, wie wenn jemand da wäre, der früher nicht dagewesen war, wie wenn ihn eine Kraft durchströmte, die er noch nie gefühlt hatte. Er wagte kaum die Augen zu heben. Er tat es doch, weil er es tun musste und sah, was er damals vor Jahren nicht sehen wollte. Er blickte auf sein Enkelkind. Auch dieses sah, was er sah. Er schämte sich der Schwäche, nach weitern Zeugen zu suchen. Und doch sandte er seinen Blick durch das offene Fenster zu dem gegenüberliegenden Hause; er begegnete den schreckverzerrten Zügen eines Jünglings. Auch der hatte gesehen, was ihm erschienen war.

In diesem Augenblick hörte Pfarrer A., dass sich die Haustüre öffnete. Er vernahm ein Flüstern. Dann traten zwei kräftige Männer in Uniform ins Zimmer. Pfarrer A. wusste sofort, um was es sich handelte. Hinter den Männern folgten seine Kinder. Es fiel beiden schwer, bei der Versorgung des Vaters dabei zu sein. Aber noch weniger brachten sie es über sich, ihr feige fernzubleiben. Pfarrer A. erkannte ihre Gefühle. Er legte seinem Sohn, der totenblass dastand, die Hand auf den Kopf und beide Hände auf die Wangen der Schwiegertochter. Dann gab er jedem der Wärter die Hand und folgte ihnen. Unter der Türe wandte er sich noch einmal um und suchte die Augen des kleinen Mädchens, die immer noch im Widerschein des Lichtes dessen leuchteten, der derselbe ist heute, morgen und in Ewigkeit.